

**Inhalt**

**Minderheiten  
Zu Herkunft und Problematik  
eines Schlagwortes**

Das Erbe der Religionskriege  
im Zeitalter der  
Nationalstaaten-Problematik  
Minderheitenschutz und Schutz  
der Demokratie vor bestimmten  
Minderheiten

Initiativgruppen unter Obdachlosen  
und die Bereitschaft, sich helfen  
zu lassen

**Inner- und außerkirchliche  
Sondergruppen · Religionen ·  
Weltanschauungsbewegungen ·  
Ideologien**

**HINDUISMUS**

Guru Maharaj Ji – ein neuer  
Welterlöser

**ISLAM**

Zu wenig echte Türken-Klos

**INTERNATIONALE RELIGIÖSE  
VERBINDUNGEN**

Weltbund für Religiöse Freiheit –  
Nachlese zum Heidelberger Kongreß

**MISSIONARISCHE GRUPPEN**

AOM von Gott umfunktioniert

**BEOBACHTUNGEN**

Wie man Christus in die Regierung  
wählen kann

# Material dienst

Aus der  
Evangelischen Zentralstelle  
für Weltanschauungsfragen

1

36. Jahrgang  
1. Januar 1973

# Minderheiten

## Zu Herkunft und Problematik eines Schlagwortes

Es gebe in unserer Gesellschaft Minderheiten, die ausgeschlossen sind vom Genuß jener gegenseitigen Achtung und Toleranz, die auch in einer pluralistischen Demokratie nur den allgemein anerkannten Gruppen reserviert bleibe – so lautet ein von heutiger Gesellschaftskritik mit großer Beharrlichkeit erhobener Vorwurf. Vor allem jugendliche Kritiker, die sich in ihrem Gerechtigkeitsempfinden verletzt fühlen, werden nicht müde, immer neue Minderheiten ausfindig zu machen, die mitten unter uns zu einer Randexistenz gezwungen und oft genug aus dem allgemeinen Bewußtsein überhaupt verdrängt werden.

Ein von *Bernhard Doerdelmann* herausgegebenes Buch zum Beispiel, das über die „Minderheiten in der Bundesrepublik“ handelt und von solchen Voraussetzungen ausgeht, will in einem ersten Versuch einer Zusammenfassung die „vielleicht wichtigsten“ herausgreifen (Band 5 der Reihe „Disput“, bei Delp, 1969). Genannt werden unter anderem Zigeuner, Juden, Unzumutbare (gemeint sind Obdachlose), Strafgefangene und Straftlassene, Gast-Arbeiter, Homophile, Sekten, kirchliche und theologische Protestgruppen und Exilkroaten. Auch die alte Außerparlamentarische Opposition wird noch erwähnt. Von anderen Kritikern sind darüber hinaus die Kinder in unserer Gesellschaft oder die Alten zu einer über Gebühr benachteiligten Minderheit erklärt worden. In einer das Buch von Doerdelmann abschließenden Glosse konnte sich Ludwig Marcuse selbst als uneingeschriebenes Mitglied einer langen Serie von Minoritäten bezeichnen, insofern er nämlich Liebhaber von Roter Grütze und Angehöriger des Jahrgangs 1894 sei, und er konnte ironisch sogar von den Minderheiten der Briefmarkensammler und Linkshänder sprechen. Mittlerweile kann eben beinahe jede Gruppe als Minderheit aufgeführt werden, die statistisch dazu qualifiziert ist und in deren Namen sich irgendwelche Rechte geltend machen lassen. Mit anderen Worten: der Begriff der Minderheit ist in einer Weise ausgeweitet worden, daß er zu einem Schlagwort zu werden droht. Dies ist der Grund, warum wir uns einmal Herkunft und Schicksale dieses Begriffs und seine Problematik vergegenwärtigen wollen.

### Das Erbe der Religionskriege im Zeitalter der Nationalstaaten-Problematik

Bis vor kurzem dachte man bei dem Wort „Minderheit“ oder „Minorität“, einem Terminus aus der Parlamentssprache, an sogenannte „nationale“ Minderheiten, die sich in ihrer Entfaltung behindert fühlten durch ein anderssprachiges Staatsvolk, dessen Vorherrschaft sie sich in der Regel nicht freiwillig unterworfen hatten. Unter Berufung auf das „Selbstbestimmungsrecht“ aller Völker sind nach dem ersten Weltkrieg Vielvölkerstaaten wie die Habsburg-Monarchie oder das Osmanische Reich aufgelöst worden.

Allerdings hat sich das politische Programm, jedem Volk seinen eigenen Staat zu geben, selbst ad absurdum geführt in Gebieten wie Ost-Mittel-Europa, wo in Zonen gemischter Bevölkerung eine klare ethnische Grenze gar nicht mehr

auszumachen war. In solchen Gebieten konnte man, je nachdem, wie man die Grenze zog, das Minderheitenproblem schließlich nur von dem einen Staat in den anderen verlagern. Nicht einmal mit der brutalen Radikallösung einer Ausiedlung oder Vertreibung der Minderheit kann das Problem als überwunden gelten. Die in dieser Weise Ausgesiedelten können in ihrem eigenen Volk noch eine Art von Minderheit bleiben, die als „pressure group“ die Lösung der eigentlichen Aufgabe, die im gutnachbarlichen Zusammenleben zweier Völker bestünde, auf lange Zeit hinaus erschwert.

Die Erfahrung, daß das nationalstaatliche Prinzip in Gebieten mit verwischten ethnischen Grenzen kaum praktikabel erscheint, verdanken wir der Epoche des Nationalismus, der mit allen Zügen einer Ersatzreligion in Europa einmal das Zeitalter der Religionskriege nach Reformation und Gegenreformation abgelöst hatte. Allerdings, ganz so deutlich läßt sich die Linie zwischen Religionskriegen und nationalistischen Auseinandersetzungen kaum ziehen, wie das nach der Darstellung mancher Geschichtsbücher heute den Anschein haben könnte. Ererbte konfessionelle Spannungen konnten noch lange den Streit der Völker verstärken oder durchkreuzen, der immer da am schwersten zu heilen ist, wo er sich in dieser Weise mit älterem, religiösem Hader anreichern konnte. Die bekanntesten Beispiele aus dem 19. Jahrhundert sind etwa der Gegensatz katholisch-polnisch gegen protestantisch-deutsch oder das Ressentiment hussitischer Böhmen, die in der Gegenreformation zwangskatholisiert worden waren, gegen das katholisch-deutsche Wien. Weitere Beispiele von Griechen und Türken, Serben und Kroaten, Flamen und Wallonen bis zu Hindus und Pakistanis finden sich bei Hans Rothfels, „Religion und Nationalität“, in: Fritz Hodeige/Carl Rothe, „Atlantische Begegnungen“, Freiburger Studien aus Politik und Soziologie, 1964. Was für ein explosives Gemisch Konfessionelles, Nationalistisches und Sozialpolitisch-Wirtschaftliches bilden kann, hat uns in unseren Tagen vor allem der Vordere Orient und der Fall Nordirland drastisch vor Augen geführt. (Siehe „Nordirland – Zur konfessionellen Folie eines politisch-sozialen Konflikts“ von Hermann Vogt, als „Arbeitstext Nr. 9“ gemeinsam herausgegeben vom Konfessionskundlichen Institut des Evang. Bundes und der Evang. Zentralstelle f. W.)

## Minderheitenschutz und Schutz der Demokratie vor bestimmen Minderheiten

Erst wenn wir uns an die nicht gerade ermutigenden Erfahrungen erinnern, die wir geschichtlich mit Minderheitenproblemen gemacht haben, wird uns deutlich, wieviel Ernst und Mühe ihre Diagnose und erst recht ihre Therapie erfordern. Zunächst einmal kann sich ja jeder, der sich für irgendwelche Minderheiten einsetzt, auf den ureigensten Geist der Demokratie berufen. Daß eine Demokratie, die diesen Namen verdienen will, ihren Minderheiten Schutz gewähren muß, gehört zum Kernbestand jener Grundgedanken, mit denen Demokratie sich selbst versteht, jedenfalls in der Form, wie sie sich im Angelsächsischen ausgebildet hat.

Wenn in der Steinzeit – so kann man noch heute von jedem Engländer das Mißverständnis, Demokratie sei einfach Mehrheitsentscheidung, illustriert bekommen – unter Menschen eine Meinungsverschiedenheit aufkam, griff man

zu Knüppeln, und diejenigen, die in der Mehrheit waren, setzten ihren Willen durch. Wenn man statt dessen heute die Mehrheitsverhältnisse durch eine Abstimmung klarstellt, dann sei das zwar ein beträchtlicher Fortschritt gegenüber der Knüppel-Methode, aber noch lange keine Demokratie. So unvermeidbar solche Abstimmungen immer sein mögen, zur Demokratie gehöre auch, daß es Rechte von Minderheiten gibt, die keine Mehrheit einfach überstimmen dürfe. Immer neu anzustrebendes Ideal bleibe, daß man sich auf Lösungen einigt, der alle zustimmen können, so daß überhaupt keine Minderheit zurückbleibt, die einfach majorisiert wurde.

Allerdings, so richtig es ist, daß es schutzbedürftige Minderheiten gibt, so richtig ist, daß die Geschichte auch das umgekehrte Beispiel kennt: Mehrheiten, die sich bestimmter Minderheiten erwehren. Auch nach dem Buch von Doerdelmann „ist zuzugeben“, daß es sehr wohl auch Minderheiten gebe, „die ihren mehr oder minder liberalen Rechtsstatus für problematische politische Aktivitäten ausnutzen“. Genannt werden aber allein militante Exil-Kroaten, die auf unserem Boden ihren Kleinkrieg führen. Wie man sieht, kennen auch Befürworter der Minderheiten ihre Ausnahmen, bei denen die eigene Toleranzbereitschaft ihre Grenze findet. Nicht alle aber müssen auf die gleichen Ausnahmen verfallen. Was dem einen die Exilkroaten, können einem anderen anarchistische Rebellen vom Typ Baader-Meinhof sein. Denken wir schließlich an arabische Arbeiter und Studenten auf deutschem Boden und an die Fälle von Terror palästinensischer Organisationen bei uns, so zeigt sich, wie schwer es unter Umständen sein kann, in ein und derselben Minderheit zu differenzieren.

Minderheiten-Probleme sind auch heute noch vielschichtiger und schwieriger, als daß sie durch moralische Proteste und Appelle an die Adresse der Mehrheit oder „der Gesellschaft“ aus der Welt zu schaffen wären. Nehmen wir als weiteres Beispiel die gleichgeschlechtlich Veranlagten, die sogenannten „Homophilen“, wie sie sich seit einiger Zeit nennen, weil der Ausdruck „homosexuell“ den Eindruck erwecke, als ob es diesen Menschen in ihren Beziehungen ausschließlich oder vorrangig um „Sex“ gehe. (Thema einer informativen Diskussion war „der homosexuelle Nächste“ im Bd. 31 der Furche-Stundenbücher.)

Der Gesellschaft wird vorgeworfen, diese Minderheit Jahrhunderte hindurch diffamiert, durch barbarische Gesetze und durch Druck verschiedenster Art zur Heuchelei, zur Verleugnung und Verzerrung der eigenen Identität gezwungen zu haben. Gern wird darauf verwiesen, daß es zwischen Homophilen immer wieder Beziehungen gebe, die sich, was Beständigkeit und menschliche Qualität angehe, mit den Ehen der sogenannten Normalen durchaus vergleichen ließen. Die Veranlagung selbst wird als eine feste Prägung verstanden, bei der eine Änderung weder möglich sei, noch von dem Betroffenen wirklich gewünscht werde.

Nicht bestritten werden kann, daß es ein langes Sündenregister der Gesellschaft gibt, die nicht selten meinte, bei den Homophilen im Sinne einer „Vermännlichung“ durch drakonische Härte nachhelfen zu müssen. Aber sicher wird sich auch eine Sinnesänderung der Allgemeinheit nicht allein als Folge neuer gesetzlicher Regelungen einstellen. Und fraglich bleibt darüber hinaus, ob das psychische Elend des alternden Homophilen und die zahlreichen Tragödien, die

sich in Homophilen-Ehen abzuspielen pflegen, immer und ausschließlich der Gesellschaft angelastet werden können.

Gewiß gibt es Homophile, die nicht einsehen, warum sie nicht bleiben sollten, wie sie sind. Es gibt sogar Homophile, die ihre Veranlagungen gewissermaßen ideologisiert haben und mit einem elitären Bewußtsein nicht nur ihre eigenen Belange wahrnehmen, sondern auch in eine größere Mehrheit hinein eine meinungsbildende Aktivität zum Thema „Sexualität“ überhaupt entwickeln. Oft sind es gerade die Selbstrechtfertigungen bestimmter Wortführer, die uns den Blick verstellen für die vielen, die eben nicht nur an der Gesellschaft, sondern auch an sich selbst leiden – ganz wie sogenannte Normale auch – und die nicht bloß formale Gerechtigkeit, sondern schlicht Hilfe brauchten.

Daß man es sich nicht selten mit einer pauschalen Anklage der Gesellschaft zu leicht macht, zeigt auch das Beispiel der Zigeuner. Wenn Zigeuner, so sagt man, ihre Mühe haben, in unserer Stadtwelt seßhaft zu werden, dann liege das nur an der Gesellschaft, die ihnen das immer wieder verwehre und ihnen – zur eigenen Entschuldigung – einen unausrottbaren Wandertrieb zugeschrieben habe. Auch hier kann nicht *eine* Erklärung die ganze Fülle des Problems erhellen. Wenn es im einzelnen wirklich Zigeuner geben sollte, die als Überlebende einer nomadischen Frühzeit auch in einer Welt nicht zur Ruhe kommen können, in der ihrem ererbten Wandertrieb immer größere Schwierigkeiten entgegenstehen, dann wäre die Not solcher Menschen noch ernster zu bewerten und die Notwendigkeit von Hilfen noch dringlicher.

Initiativgruppen unter Obdachlosen und die Bereitschaft, sich helfen zu lassen

Zum Schluß sei auf die Obdachlosen verwiesen, die in Slumsiedlungen am Rand unserer Großstädte vegetieren und die, ähnlich wie zuvor in den Vereinigten Staaten, auch bei uns von vorwiegend studentischen Initiativgruppen als eigene Minderheit entdeckt wurden. Horst E. Richter hat sich solchen Initiativgruppen angeschlossen und in seinem Buch „Die Gruppe – Hoffnung auf einen neuen Weg sich selbst und andere zu befreien“ (Rowohlt 1972) aus seiner Sicht als Psychoanalytiker über diese neue Form von Sozialarbeit berichtet sowie wertvolle Erfahrungsergebnisse zusammengestellt. Weil es ihm aber als Arzt letztlich immer um ein wirkliches Helfen zu tun ist, warnt er wiederholt vor der Gefahr, daß man aus einer – wenn auch berechtigten – Empörung über das diesen Randgruppen zugefügte Unrecht diese blindlings zum Kampf aufrufe und sie damit erst recht „in die Messer der Institutionen“ laufen lasse.

Die Objekte einer solche Hilfe hätten Grund zu fürchten, daß die neuen Freunde sie im Stiche lassen, wenn die spektakulären Konfrontationen mit den provozierenden Behörden abebben und der allgemeine Katzenjammer ausbricht. Verschiedentlich schon sei es vorgekommen, daß Initiativgruppen zunächst mit großem Elan die Bevölkerung eines Gettos zu blindem Aktionismus aufstachelten, nach dessen Erlahmen sie dann das Interesse an der Getto-Arbeit verloren. Oder es trat der Fall ein, daß die Gettobewohner sich selbst manipuliert fühlten und ihre vermeintlichen Helfer hinauswarfen. Sie wollten eben nicht als Instrumente hektischer revolutionärer Ambitionen verheizt werden und fühlten sich im

Grunde von denjenigen unverstanden, die ihr Problem nur als einen äußeren Konflikt mit der Umwelt lösen wollten, ohne es im Zusammenhang mit den Schwierigkeiten zu sehen, die sie mit sich selbst hatten. Immer wieder schließe sich auf diesem Weg der gleiche Kreis: Eine Initiativgruppe tut sich mit der Bewohnerschaft eines Gettos zusammen, um dieser bei der Lösung ihrer Probleme zu helfen. Sie sagt von sich: wir sind anders als die Gesellschaft, die euch hierher verbannt hat; wir solidarisieren uns mit euch gegen diese Gesellschaft. Sie glaubt sicher zu sein, mit ihrer „guten Absicht“ alsbald die Obdachlosen in dankbar kooperierende Partner verwandeln zu können, mit denen man quasi Arm in Arm zum Aufstand gegen die repressiven Mächte der Gesellschaft antreten könne. Früher oder später aber werde die Initiativgruppe dann selber von der Bewohnerschaft des Gettos einem Test unterzogen, der keinesfalls immer im gewünschten Sinne verläuft.

Stellt man die Beobachtungen des Psychoanalytikers Richter in einen größeren sozialpolitischen und geistesgeschichtlichen Horizont, so erkennt man unschwer, daß die Tendenz, Hilfe für Minderheiten im Sinne ihrer „Revolutionierung“ gegen die Mehrheit zu verstehen, auf bestimmte Schwierigkeiten zurückgeht, auf die unser studentischer Wohlstands-Marxismus in den Zeiten der APO gestoßen war. Nach der alten marxistischen Orthodoxie sollte das Proletariat, indem es sich selbst befreit, die Menschheit befreien. Inzwischen hat sich die Ansicht verbreitet, daß die Arbeiter zu verbürgerlicht, zu korrumpiert und zu sehr durch Werbung und Konsum verdorben seien, um noch zu wissen, was eigentlich gut für sie wäre. Aus diesem Grunde kam es dann – vor allem durch Herbert Marcuse – zu einer Art „Romantisierung des Lumpenproletariats“, zu einem neuen Interesse an allen möglichen Randschichten unserer Gesellschaft. Man beschloß sozusagen, „auf die Straßen und Gassen der Stadt“ und „auf die Landstraßen an die Zäune“ zu gehen und zur „großen Hochzeit“ zu „nötigen“, was sich noch immer finden ließ.

Nach Richter kommt es immer wieder dazu, daß ein Team aus Angehörigen der Mittelschicht sich eines Tages von der Randschichtenbevölkerung enttäuscht fühlt. Diese Enttäuschung tritt ein, wenn die Helfer einsehen müssen, daß es in den hilfsbedürftigen Minderheiten Menschen gibt, die so schwer geschädigt sind, daß mit ihnen weder „Staat“ noch Revolution zu machen ist. So sehr man sich über jeden freuen mag, der dazu kommt, empfangene Hilfe seinerseits weiterzugeben und an einer Reformierung der Verhältnisse mitzuarbeiten, so groß wird doch die Zahl derer bleiben, denen man eine solche Aktivität nicht mehr als „Soll“ auferlegen kann. So einleuchtend die heute so beliebte Formel der „Hilfe zur Selbsthilfe“ sein mag, es gibt Menschen, die sich buchstäblich nicht mehr selbst helfen können. Und in einem letzten Sinn können wir das alle miteinander nicht, wohl aber können wir uns gegenseitig zu der Einsicht verhelfen, daß wir uns helfen lassen dürfen. Nicht darum geht es, Minderheiten gegen die Mehrheit auszuspielen, so daß sich die Mehrheit erst recht in ihren Vorurteilen bestärkt fühlen kann. Dienst an Minderheiten heißt, beide, die Minderheiten und die Mehrheit, einander näherzubringen, heißt, daß einzelne in die Bresche springen und zu zeigen suchen, daß beide „mit sich reden lassen“ und daß man mit beiden reden kann.

Dr. Wilhelm Quenzer

---

## Inner- und außerkirchliche Sondergruppen · Religionen · Weltanschauungsbewegungen · Ideologien

---

### HINDUISMUS

**Guru Maharaj Ji – ein neuer Welt-erlöser aus Indien.** (Erster Bericht) „Dies ist das Zeitalter der vollkommenen Dunkelheit, das Zeitalter der Maschinen. Sie waren alle Überbringer der Wahrheit: Moses, Buddha, Nanak, Kabir, Jesus. Jetzt ist Gott selbst gekommen, in all seiner Macht, und niemand kann ihm den Stein der Weisen entwenden. *Gib mir deine Leiden, gib sie ab an mich, entlade sie bei mir, ich werde dir Frieden geben.*“

Mit diesem kaum noch zu überbietenden Anspruch, Inkarnation Gottes und Erlöser des in Finsternis verfallenen Säkulums zu sein, reist seit einiger Zeit ein indischer Jüngling durch die Welt: *Balyogeshwar Param Hans Satgurudev Shri Sant Ji Maharaj*. Sein Alter wird mit 15 Jahren angegeben. Molligen Leibes, mit glattem, runden Gesicht, dunklen Mandelaugen und schwarzglänzendem Haar thront der Guru auf einem blumengeschmückten Sofa oder einem weiß ausgeschlagenen Sessel vor seinen Anhängern – so ist er auf vielen Abbildungen zu sehen. Die Hand ist zur Gebärde des Lehrens und des Segnens erhoben, die weißbestrumpften Füße ruhen auf einem Schemel – nach der Ansprache drängen sich Gläubige zu ihm, um sie zu küssen: „Alle Ehre den Lotusfüßen des Satgurudev.“

Seine Gläubigen sind zahlreich. Im heimatlichen Indien sollen es vier Mil-

lionen sein, in den Vereinigten Staaten hat er inzwischen 44 „Ashrams“ für eine nach Zehntausenden zählende Anhängerschaft gegründet; in Europa suchen Tausende bei dem „perfekten Meister des perfekten Wissens“ göttliches Licht und göttliches Wort.

Anfang November 1972 versammelte Guru Maharaj Ji die Heerschar seiner Jünger zu einem alljährlich stattfindenden religiösen Super-Festival auf dem Ramlila-Platz am Rande Neu Delhis. Sieben Jumbo-Jets aus den USA und England und eine Boeing 707 aus der Bundesrepublik Deutschland hatten über 3000 meist jugendliche Anhänger zum „Großen Fest des Göttlichen Lichts“ nach Indien gebracht. Fast 200 000 Gläubige waren es schließlich, die ihrem „Göttlichen“ zujubelten und mit ihm und Angehörigen seiner Familie den Geburtstag seines vor sechs Jahren gestorbenen Vaters feierten.

Nach dem Tode des Vaters, der ein weithin bekannter hinduistischer Schriftgelehrter und Gründer einer ‚*Divine Light Mission*‘ („Mission des Göttlichen Lichts“) gewesen war, hatte es begonnen. Der damals Achtjährige, der schon mit zweieinhalb Jahren seine ersten Vorlesungen über Meditation gehalten haben soll, trat vor die Trauergemeinde: „Der Meister ist immer bei Euch – ich bin der Gleiche, nur meine äußere Form ist an-

ders. Ich bin gekommen, um das Wissen um Göttliches Licht, um das unvergängliche Wort Gottes der ganzen Menschheit zu vermitteln.“

Aber erst vier Jahre später, also 1970, begann der eigentliche Aufbruch ins Große, als Guru Maharaj Ji vor dem ‚India Gate‘ im Herzen Neu Delhis eine „Friedensbombe“ – so seine Anhänger – explodieren ließ: „Ich werde dieser Welt Frieden bringen. Oft bin ich gekommen. Dieses Mal komme ich mit mehr Kraft denn je zuvor. Aber was kann ich tun, ehe Menschen zu mir kommen mit Liebe im Herzen, erfüllt von dem Wunsch, Frieden und Wahrheit kennenzulernen?“

Inzwischen sind sie gekommen. In Hardwar, 150 Kilometer nördlich von Neu Delhi, stehen auf dem Gelände der palastartigen Behausung des Guru 48 Zelte, die je hundert Anhänger beherbergen können, und die ‚Divine Light Mission‘ hat sich nicht nur im heimatlichen Uttar Pradesh ausgebreitet, sondern hat auch in den USA und Europa das göttliche Licht des jungen Welterlösers entzündet. Der deutsche „Zentralashram“ ist in Frankfurt, Cronstettenstraße 30; außerdem gibt es Ashrams in Hamburg, Heidelberg, Freiburg, München, Kassel und Bielefeld. Es wird von 1000 Schülern in Deutschland gesprochen.

Die „Botschaft des Göttlichen Lichts“, die der „vollkommene Meister unserer Zeit“ verkündigt, läßt zunächst nicht viel geistige und religiöse Substanz erkennen. Formeln herrschen vor, die erst gefüllt werden müssen: „Wähle zwischen der spirituellen und der materialistischen Welt. Geld rettet Dich nicht. Drogen bringen Dir keinen Frieden. Nur Gott bringt Frieden. Leere Dein Herz von Egoismen und ersetze sie durch Gott... *Wahre Meditation*

*gebe ich Dir, Ich kann Dir zeigen, was wahr ist. Ich bin Dein wahrer Freund. Wenn, was ich zu geben habe, perfekt ist, achte mich. Wenn, was ich zu geben habe, nicht perfekt ist, verachte mich.“*

Große Worte hat er auf jeden Fall zu geben, und sie werden von seinen Anhängern gerne aufgegriffen. So heißt es in einem Brief: „Guru Ji zeigt uns den Weg zu Satchitananda, Wahrheit, Bewußtsein, Glückseligkeit, indem Er uns die Meditation über das Göttliche Licht, die ewige Musik, Nektar (oder Soma) und das Wort offenbart...“, so daß wir eins mit dem Wort werden, von dem in der Bibel steht: ‚Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott‘ Joh. 1,1“.

Dem Kenner der Religionsgeschichte sind das alles vertraute Züge. Es gab zu allen Zeiten und in allen Religionen solche göttlichen Wundermänner, denen eine persönliche Ausstrahlung und eine geschickte Werbung zu raschem Ruhm verholfen. Auch daß das Familienunternehmen des Guru Maharaj Ji offenbar recht lukrativ ist, paßt ins Bild. Als er kürzlich aus New York kommend zu dem erwähnten Fest in Neu Delhi eintraf, beschlagnahmten die indischen Zöllner zwei Koffer voller Diamanten, Juwelen, Armbanduhr und Hartgeld, über deren Wert man nur spekulieren kann. Über seine Auskunft, „es sind Geschenke treuer Gefolgsleute“, haben die indischen Behörden noch zu befinden.

Wichtiger erscheint jedoch die andere Seite: Wie ist es möglich, daß dieser Mann und seine Botschaft heute weit über Indien hinaus ein Echo findet? Liegt es an der „Werbung“, die geschickt religiöse Urbedürfnisse anspricht? Liegt es an der immer wiederholten Behauptung, religiöses Wissen



zu haben; nicht Theorie, sondern „echte Praxis“ zu vermitteln: „Ich kann dir Gott zeigen!“?

Im August 1972 lud Guru Maharaj Ji zu einer „Woche heiliger Gesellschaft“ nach Saanenmöser/Schweiz ein. In dem Prospekt heißt es: „Wir möchten, daß diese Woche eine wahre Heilige Woche der Liebe und Klarheit wird... Dieser ‚Satsang in den Alpen‘ wird ein geistliches Erlebnis großer Intensität sein. Es ist das Ereignis, das von all denen erwartet worden ist, die fühlen, daß die Zeit zur Etablierung des Friedens und der gei-

stigen Glückseligkeit auf dieser Erde nun gekommen ist.“ Dieser Werbetext bietet eine sehr bezeichnende Mischung aus Exotik und einfachem Leben, aus Innerlichkeit und Friedenssehnsucht; er berührt das Empfinden, an eine Wende der Zeiten gekommen zu sein, und nicht zuletzt stärkt er die alte Erwartung des „Heils aus dem Osten“. So, als Reflex von Sehnsüchten und Erwartungen, die in unserer heutigen Gesellschaft und vor allem in der Jugend wach geworden sind, ist die ‚Divine Light Mission‘ des Guru Maharaj Ji sehr ernst zu nehmen. mi

## ISLAM

**Zu wenig echte Türken-Klos.** (Letzter Bericht: 1972, S. 360) Ein Artikel der ‚Stuttgarter Zeitung‘ vom 29. 11. 1972 verdient es, aufgegriffen zu werden, weil er an einem schlagenden Beispiel die religiösen Hintergründe alltäglichster Gewohnheiten der Gastarbeiter und daraus resultierende menschlich-gesellschaftliche Schwierigkeiten deutlich macht.

Der Autor berichtet von dem jüngsten Mitteilungsblatt der Pforzheimer Industrie- und Handelskammer, das auf die „orientalischen Bräuche am stillen Örtchen“ hinweist, „von denen gesundheitliche Gefahren ausgehen können“. Orientalen benutzen, so werden die Pforzheimer Betriebe belehrt, keine Sitzklosetts und reinigen sich „hinterher“ nicht mit Klopapier, sondern mit Wasser. Das können sich die moslemischen Gastarbeiter, so weiß es der Autor, auch in Deutschland nicht so leicht abgewöhnen: „in der Stunde des Gebets wie in der Stunde des Stuhlgangs halten sie meist an den heimischen Bräuchen fest, vor

allem, wenn sie aus ländlichen Gebieten stammen. So wird auch in vielen Pforzheimer Betrieben das Sitzklosett zum Hochklosett, wie die Abdrücke der Gummisohlen auf der Klobrille beweisen. Die Rolle Klopapier bleibt unbenutzt. Beim Gang aufs Töpfchen klemmen sich die Türken eine Sprudelflasche oder eine Blechbüchse unter den Arm, die sie am Waschbecken füllen, um die Reinigungsprozedur korangetreu vollziehen zu können.“

Die Pforzheimer Industrie- und Handelskammer zitiert Untersuchungen und Gutachten von Hygienikern, denen solches Tun nicht nur unappetitlich erscheint, sondern die darin gesundheitliche Gefahren bis hin zu drohenden Seuchen durch übertragene Wurmeier sehen. Und sie unterstreicht deren Forderungen: in großen Betrieben müßten Einrichtungen geschaffen werden, die den Gastarbeitergewohnheiten angemessen sind; „in kleinen Betrieben, die nicht besondere Türkenklos einrichten können, sollten Orientalen, von denen keine Umstel-

lung auf unsere Toilettenbräuche zu erwarten ist, keine Arbeitserlaubnis erhalten“.

Nun hat diese vielleicht kurios anmutende Gewohnheit tatsächlich ihren religiösen Hintergrund, den es wohl in einem Lande, das sich auf Toleranz und Religionsfreiheit etwas zugute hält, zunächst einfach zu respektieren gilt. Alle moslemischen Lebensgewohnheiten sind religiös eingebettet. Gerade die Reinigungsvorschriften sind sehr präzise fixiert – und der Koran kennt eben kein Papier. Abgesehen davon spielt dabei auch die Ehrfurcht vor dem Wort Gottes, das auf Papier geschrieben ist, eine Rolle.

Sodann wäre zu fragen, in welchem Ton man über diese Sache reden sollte. Niemand wird hier mit schwerem Geschütz auffahren wollen. Ob aber die Witzigkeit, die die „Stunde des Gebets“ mit der „Stunde des Stuhlgangs“ gleichstellt, ganz richtig ist? Böse aber wird die Angelegenheit da, wo mit Verweigerung der Arbeitserlaubnis gedroht wird. Sollte das wieder einmal der Weisheit letzter Schluß sein? Wann wohl die bundesdeutsche Gesellschaft endlich die Gefahr der Ghettoisierung gerade der moslemischen Gastarbeiter ernst nimmt und die Aufgabe ihrer gesellschaftlichen Integration anpackt? mi

## INTERNATIONALE RELIGIÖSE VERBINDUNGEN

### **Weltbund für Religiöse Freiheit – Nachlese zum Heidelberger Kongreß.**

(Letzter Bericht: 1970, S. 78 u. 116 f) In der Zeit vom 18. bis 25. August des vergangenen Jahres fand in Heidelberg – seit 62 Jahren erstmals wieder auf deutschem Boden – ein Kongreß der I.A.R.F. („International Association for Religious Freedom“) statt. Sein Thema hieß: „Der Mensch – seine Freiheit – seine Zukunft.“

Die Berichte in den Tageszeitungen waren sehr uneinheitlich. Die allgemeine Presse tat sich offenbar nicht leicht damit, die Substanz dessen zusammenzufassen, was in Heidelberg verhandelt wurde. Die vielerlei Gruppen, die im ‚Weltbund für Religiöse Freiheit‘ vertreten sind, die unterschiedlichen Meinungen und die unterschiedlichen Strömungen, die den Verlauf des Kongresses bestimmten, haben sich offenkundig auch im Spiegel der Publizistik niedergeschlagen.

Erst jetzt, im Abstand von einem halben Jahr, wird deutlicher, in welcher Richtung die Chancen und die Probleme der zukünftigen Arbeit des Weltbundes zu suchen sind.

Die Reihe der im Zusammenhang mit dem Kongreß wichtigen Publikationen eröffnete im August 1972 ein Aufsatz im ‚Deutschen Pfarrerblatt‘ von J. W. Wery, Pfarrer der Remonstrantischen Gemeinde in Rotterdam. Er berichtet ausführlich über Geschichte, Selbstverständnis und Aufgabe der I.A.R.F., eine der ältesten internationalen religiösen Organisationen mit rund 10 Millionen Mitgliedern und Interessenten, Christen und Nichtchristen. Die ‚Evangelischen Kommentare‘ brachten im Oktober einen Aufsatz des Pfarrers der württembergischen Landeskirche Dr. Andreas Rössler mit der Überschrift „Ökumene des Liberalismus“. In ihm sind bereits Ergebnisse und neue Fragestellungen des Heidelber-

ger Kongresses mit verarbeitet. In beiden Berichten werden die Möglichkeiten unterstrichen, die eine internationale Organisation, die die Achtung vor dem religiösen Standpunkt des Partners und die Bereitschaft zur Toleranz auf ihre Fahnen geschrieben hat, heute, im Zeitalter des weltweiten Dialogs, zu bieten vermag.

In einer zweiten Fassung des Aufsatzes in den ‚Evangelischen Kommentaren‘ wird vom Autor Dr. Rössler in der Oktobernummer des Verbandsblattes ‚Freies Christentum‘ noch zusätzlich Form und Intention der Mitarbeit des deutschen ‚Bundes für Freies Christentum‘ im Weltbund ins Auge gefaßt. „Um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen“, wird dazu in einer Bemerkung des Schriftleiters „ausdrücklich betont, . . . daß der Bund für freies Christentum mit dem Weltbund für religiöse Freiheit im Gespräch bleiben, sich aber seine Selbständigkeit erhalten will“.

Dies wird verständlich, wenn man sich vor Augen hält, wie verschiedenartig allein schon auf deutschem Boden die Gruppen sind, die im Weltbund mitarbeiten:

Gastgeber des Kongresses war der *Arbeitskreis freier Religionsgemeinschaften*, in dem einzelne freireligiöse Gemeinden zusammengeschlossen sind, der *Deutsche Unitarierbund*, der vor allem in Süddeutschland und Hessen beheimatet ist, und der *Bund für Freies Christentum*.

Die Intention der *Deutschen Unitarier Religionsgemeinschaft*, in Heidelberg als Vollmitglied aufgenommen zu werden, kam allerdings auch diesmal nicht zum Ziel (vgl. MD 1970, S. 248). Das Exekutivkomitee hatte schon vorher geraten, den Antrag wieder zurückzuziehen, da er aller Voraussicht

nach keine Mehrheit finden werde. Mangelnder Kontakt mit den anderen Gruppen, aber auch zu wenig christliche Substanz sollen vor allem die Gründe für diese Entscheidung gewesen sein. Zum nächsten Kongreß, so wurde empfohlen, kann der Antrag erneut eingebracht werden.

Wie offen die sich zwangsläufig ergebenden Probleme angesprochen werden, zeigen ein paar Sätze aus dem erwähnten Bericht in der Zeitschrift ‚Freies Christentum‘: „In einer von sieben freireligiösen (bzw. deutsch-unitarischen) Geistlichen gestalteten sonntäglichen ‚Festandacht freier Religionen‘ entstand für manche der falsche Eindruck, als sei das nun der angemessene und repräsentative kultische Ausdruck für die religiösen Ziele des I.A.R.F. In dieser freireligiösen Heerschau, die die christlichen Teilnehmer teilweise stark befremdete, wurde mit Kerzen und Orgelklang, mit Talaren und Streichquartett, Goethe und Rilke, mit ‚Brüder reicht die Hand zum Bunde‘ und mit Predigten aufgewartet. Eine Mischung von Pathos und Sentimentalität, Poesiealbum und Bildungsbeflissenheit, Lesefibel und Sonntagsreden, volksbildnerischem Eros und Abiturientenfeier . . . Eine Atmosphäre, in der man nach kräftiger biblischer Kost zu hungern begann.“ Auch in der Wahl des neuen Vizepräsidenten des I.A.R.F., Dr. Schlötermann, sieht der Verfasser eine sich möglicherweise abzeichnende Überrepräsentation der Freireligiösen im Unterschied zu den freien Christen im Weltbund. Vermutlich wird in solchem Fall auch bei großen Gruppen außerdeutscher Unitarier, die eine starke biblische Substanz aufweisen, Widerstand zu erwarten sein.

Als Thema des kommenden 22. Kon-

gresses der I.A.R.F., der 1975 in Montreal stattfinden soll, ist eine Klärung des Begriffes „Religion“ anvisiert. Auch hier werden sicherlich sehr unterschiedliche Meinungen aufeinanderstoßen. Aber schon der ständig institutionalisierte Dialog hat sein Gewicht. Dabei ist das Erstaunliche, daß der Weltbund nun schon fast zwei

Menschenleben lang ein Forum bereitgestellt und vertreten hat, ohne organisatorisch und substantiell an dessen Spannweite zu zerbrechen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird dies Forum auch in Zukunft seine Funktion behalten. Die Frage bleibt freilich auch nach dem Heidelberger Kongreß: Nur ein Forum? Mehr nicht? ai

## MISSIONARISCHE GRUPPEN

**AOM von Gott umfunktioniert.** Seit dem letzten Bericht (1972, S. 122 f) ist in der jungen aktiven Missionsgruppe, deren Zentrum das Schloß Türkheim im bayerischen Schwaben war, Umstürzendes geschehen. Am Himmelfahrtstag erhielten die Freunde der ‚*Aktion Offensive Mission*‘ die gänzlich unerwartete Nachricht: „Die AOM ist aufgelöst... Wir sind kein Missionswerk mehr... Der Herr ist uns ab 2. 5. 1972 in besonderer Weise begegnet und hat uns auf für uns neue biblische Fundamente gestellt, denen wir gehorsam sein müssen.“ Zugleich wurde das gesamte Programm für den Sommer '72 mit weitverzweigten Missionseinsätzen und Großevangelisationen abgesagt; George Verwer von der ‚*Operation Mobilisation*‘, der zu einer Pfingstkonferenz nach Memmingen eingeladen war, wurde kurzerhand wieder ausgeladen. Die Bibel- und Jüngerschule in Türkheim, an der sich fast hundert Schüler befanden, wurde aufgelöst, die vielgestaltige Gruppenarbeit in einer ganzen Reihe von Städten beendet.

Was war geschehen? Etwas „funktionierte“ nicht richtig, so gesteht *Siegmar Tümmler*, der Leiter der AOM, selbst ein. Das Unternehmen war zu rasch

aus dem Boden geschossen. Die einseitige Betonung der „Aktion“ hatte zu einer immer größeren Ausweitung der Missionsarbeit geführt. Offensichtlich war man in den Sog der Aktivität geraten. Die Atmosphäre in Türkheim wurde von Mitarbeitern als „ruhelos“ und „nicht harmonisch“ geschildert. Trotz vieler Gebete und gemeinsamer Aussprachen kam man offenbar nicht zur notwendigen Einkehr und Besinnung. Vieles mag auch an besonderen Charaktereigenarten der Führer gelegen haben. Auch andere missionarische und evangelistische Gruppen bezeugten, daß es zu einer guten Zusammenarbeit mit der AOM nicht gekommen sei.

Was der AOM als „biblisches Fundament“ aufgegangen ist, das bezeichnet sie selbst mit dem Stichwort „christliche Gemeinde“. Nicht Aktion und Mission, sondern *Gemeinde* will Gott an erster Stelle, so wird immer wieder betont. Die christlichen Ideale müssen in den natürlichen Lebensbezügen und im bleibenden Zusammensein realisiert werden. Nur von einer solchen lebendigen Zelle aus kann Mission getrieben werden. So zogen Ende Mai die Mitarbeiter und ein Teil der Bibelschüler nach dem benachbar-

ten Kaufbeuren, gingen dort wieder einer beruflichen Tätigkeit nach und begannen, zusammen mit dem schon bestehenden ‚Missionskreis Kaufbeuren‘ (s. MD 1972, S.171) die „Gemeinde Jesu am Ort“ darzustellen. Es wird von 40–50 Gliedern gesprochen.

Ist diese Entwicklung schon an sich beachtenswert, so überrascht der neue Rundbrief vom 2. November 1972 noch mehr, der nun den Titel „Gemeinde Kaufbeuren“ trägt. Er ist wegen seiner Offenheit und Bescheidenheit und als Zeugnis ernsthaften christlichen Ringens ein Dokument, wie es in vergleichbaren Sondergruppen leider außerordentlich selten ist. Da wird offen bekannt: In unserem Bemühen, wahre Gemeinde darzustellen, „merkten wir sehr schnell unsere begrenzten Erfahrungen über normales Gemeindeleben und darüber hinaus unsere geistige Unausgeglichenheit und Einseitigkeit“. Uns wurde auch klar, „daß wir eigentlich gar nicht missionsfähig waren... Unser geistliches Leben war nicht ausbalanciert“, denn die Liebe, „das wahre Kennzeichen der Gemeinde... fehlte weitgehend... Diese Erkenntnis führte auch dazu, nicht mehr zu missionieren, weil unser Bekenntnis mit unserem Wandel nicht übereinstimmte.“

Dann wird von dem Beginn in Kaufbeuren berichtet: „Es war für uns eine starke Zerreißprobe, ohne den Segen und die Freude der missionarischen Aktivität zu leben, zumal wir in der Gemeinde verschiedene Extreme und Mentalitäten waren.“ Es war „schwer, im Spiegel des Wortes (Gottes) und auch im Versagen des Zusammenlebens die falschen Motive, die Fehlhaltungen, ja einfach die ganzen Schwachheiten an sich selbst zu er-

kennen“. Manchmal kamen wir „an den Rand unserer geistlichen Tragfähigkeit. – Da der Herr uns die Augen geöffnet hat über viele Fehler und manches Versagen in unserer bisherigen Arbeit, möchten wir Euch, die Ihr davon betroffen seid, sehr herzlich um Verzeihung bitten.“

Ebenso beachtlich wie diese ehrliche Beichte ist der bescheidene Realismus, der nun bei der Planung für die Zukunft vorzuherrschen scheint und der sich spürbar unterscheidet von der bisherigen Programmierung: „Wenn wir jetzt alles zusammenfassen, müssen wir sagen: etwas ganz Neues oder ein besonderes Geheimnis haben wir nicht erfahren oder erlebt... Nicht Gaben, nicht Aktivität, nicht besondere Erfahrungen, nicht die Gemeindegeseht oder die Mission ist das wesentliche, sondern die persönliche ganz enge Beziehung zu Christus ist das große Geheimnis des christlichen Lebens, und diese ist nur bei völliger Selbstaufgabe möglich... Gottes großes Ziel ist, uns zur Ruhe in Christus zu bringen.“

Sie haben keine neue Theologie, so wird im Rundbrief gesagt, aber sie bleiben den einmal gewonnenen Erkenntnissen treu und verfolgen mit Beharrlichkeit den neuen Weg: „Uns ist ganz groß geworden, daß die Gemeinde – und hier meinen wir die Ortsgemeinde – der Platz ist, wo Gott seine Kinder sammelt... daß in der Gemeinde durch die Korrektur und die Zucht und auch durch die Vielfältigkeit der Gaben jeder, der Schwache und Starke, von Gott in das richtige Gleichgewicht gebracht wird...“

Freilich, es drängt sich die Frage auf, ob es diesen jungen Christen in Kaufbeuren gelingen wird, nicht allein den

persönlichen Egoismus innerhalb der Gruppe, sondern auch den *Gruppenegoismus* ihrer „Gemeinde“ zu überwinden und damit die Gefahr eines sektiererischen Separatismus zu bannen. Aber vielleicht ist das im gegenwärtigen Stadium des Selbstfindungs-

prozesses noch gar nicht das wesentliche. Als grundlegend wichtig erscheint dagegen, daß das biblische Wort, auf das man sich beruft, nicht in der eigenen Konzeption gefangen bleibt, sondern zu deren kritischem und befreiendem Gegenüber wird. rei

## BEOBACHTUNGEN

**Wie man Christus in die Regierung wählen kann.** Es gibt eine „Christuspartei“, die Anton Prestele aus 7919 Unterroth bei Illertissen gegründet hat. Wir wußten es bisher noch nicht, so konnten wir sie bei der letzten Bundestagswahl auch nicht wählen. Prestele aber, ein ehemaliger katholischer Mesner, der in einer von ihm 1955 in Matzenhofen errichteten Kapelle zur Ehre der Mutter Gottes freie Messen liest, verweist mit Nachdruck auf das Jesuswort: „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde ich auch vor meinem himmlischen Vater bekennen.“ Deshalb gibt er in seinem Rundschreiben „Der Gute Hirte“ 11/1972 genaue Anweisungen, wie ein Mitglied der Christuspartei zu wählen habe, um „Christus und Sein heiliges Evangelium der Liebe wieder in die Welt hineinzutragen“:

„Es geht ganz stillschweigend und ganz im Verborgenen. Wenn wir im Wahllokal unsere Wahlzettel in Empfang genommen haben, gehen wir in eine der Zellen und segnen unseren Stimmzettel und dann das ganze Wahllokal in den drei höchsten Namen, damit Gottes Geist in das Wahllokal einziehen und die Mächte der Finsternis vertreiben kann. Dann machen wir ein schönes Kreuz in den Kreis einer christlichen Partei und be-

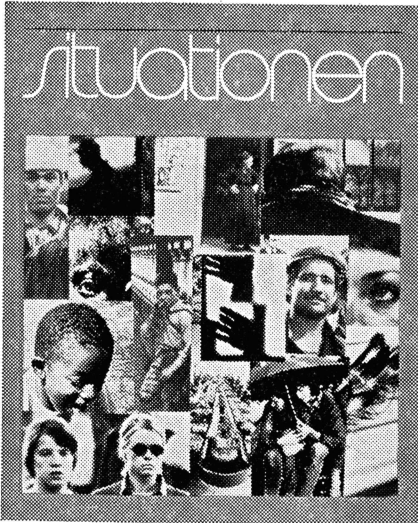
ten dabei: ‚Durch dieses Kreuz wählen wir Jesus Christus, den Guten Hirten, den Großen Monarchen in die neue Regierung. Denn Ihm gehört der erste Sitz!‘ Ihr dürft versichert sein, daß Jesus unsere Wahl annimmt. Alles weitere wollen wir mit einem felsenfesten Vertrauen in die Hände des allmächtigen ewigen Gottes hineinlegen . . . Er ist ja mächtiger als Sein Widersacher!“ –

Dieser „Ratschlag“ ist hier als kuriose Beobachtung weitergegeben, nicht als Dokumentation über einen naiv-gläubigen Mann, der sich als Werkzeug des Antonius vom Kinde Jesu und als Sprachrohr des „Monarchen“ Christus für alle Völker versteht. Doch hat dieses Kuriosum auch eine ernste Seite. Denn selbst ein verstiegener Glaube, in dem der Bezug zwischen Gott, dem Gläubigen und der Welt so gestört ist, daß er sich nur in geheimen Handlungen äußern kann, die ans Magische grenzen, – selbst ein solcher Glaube speist sich in der Tiefe aus einem echten Glaubensanliegen. Ich möchte das hier sichtbar werdende Anliegen in eine Frage kleiden: Wie kann der Christ in der Grundhaltung des Gebets die Welt Christus so übergeben, daß er dabei zugleich zum Werkzeug Christi für diese Welt wird?

rei

## Fotos und interpretierende Texte

aus der Akademie Bad Boll. Herausgegeben von



Christoph Bausch,  
Alfred Herb,  
Magda Schweizer.

Fotos von  
alltäglichen  
Situationen  
aus der Welt  
der Arbeit  
und der  
menschlichen  
Beziehungen.  
Sozialkritische  
Texte, die Zu-  
sammenhänge  
zeigen  
und eine  
Neuorientierung

des eigenen Standpunktes herbeiführen  
können.

Weiterführende Gespräche sollen durch die  
»reflektierten Situationen« provoziert werden.

Quell Verlag Stuttgart



DM 4.80

## **Einen Gemeindebrief**

kann man handschriftlich schreiben.

Man kann ihn in Handarbeit

mit Energie und Liebe

selber vervielfältigen.

Aber das sind Ausnahmen.

Die meisten Gemeinden lassen

ihre Gemeindebriefe drucken,

viele davon in der Druckerei

des Quell Verlags.

Wir zeigen Ihnen viele Beispiele

und möchten Ihnen gerne

ein günstiges Angebot machen.

Deshalb würde sich für Sie

ein Gespräch mit uns lohnen.

Ihre Gesprächspartner:

Herr Kolb und Herr Simon.

**Quell Verlag Stuttgart**

**Abt. Druckerei**

**7000 Stuttgart 1, Postfach 897**

**Telefon 07 11/60 57 46**

---

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen im Quell Verlag Stuttgart. – *Redaktion:* Pfarrer Helmut Aichelin (verantwortlich), Pfarrer Michael Mildenerger (geschäftsführend), Pfarrer Dr. Hans-Diether Reimer. Anschrift der Redaktion: 7 Stuttgart 1, Hölderlinplatz 2 A, Telefon 62 07 89. – *Verlag:* Quell-Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, 7 Stuttgart 1, Furtbachstraße 12 A, Postfach 897. Kontonummer: Städt. Girokasse Stuttgart 2 036 340. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Ruder – *Bezugspreis:* halbjährlich DM 8,40 einschließlich Mehrwertsteuer und Zustellgebühr. Einzelnummer 75 Pfennig. Bestellungen in jeder Buchhandlung und beim Verlag. – Alle Rechte vorbehalten. – Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evang. Presse. – *Druck:* Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.